

PROLOG

Winter 1498

Ekarius fühlte seine Lebensenergie schwinden. Er atmete schwer und das Sprechen wurde mühsamer, doch er wusste, dass er noch ein wenig durchhalten musste.

Erst wenn das letzte Wort geschrieben, das letzte Buch vollendet war, galt seine Aufgabe als erledigt. Dann, und erst dann durfte er sich von dieser Welt verabschieden, um im Paradies seinen wohlverdienten Frieden zu finden. Zumindest erhoffte er sich das und war sich sicher, dass ihm ein Platz dort zustand. Ekarius klammerte sich an die Vorstellung, dass dieser Ort tatsächlich existierte. Wenn nicht, wäre all sein Tun vergebens, sein starker Glaube und die Vollendung seines Lebenswerkes hätten kaum noch Bedeutung. Nein, das durfte nicht sein! Dieser Ort existierte. Ganz sicher! Und wenn er erst einmal dort war, dann könnte er endlich seine Frau und seine Kinder wieder in die Arme schließen.

Kurz glitten seine Gedanken zu jenem Sommer vor vier Jahrzehnten zurück, in dem ihm alles genommen wurde, was ihm auf dieser Erde lieb und teuer gewesen war. Ihn schauderte. Er, Ekarius, war der Letzte seiner Art und würde ins Jenseits gehen, ohne einen Nachkommen, einen Erben für sein Lebenswerk zu hinterlassen. Aber sein Opfer sollte nicht umsonst gewesen sein. Was hier mit seinem Ableben endete, begann dort mit einem neuen Leben. Dafür würde er mit der letzten ihm verbleibenden Kraft, die seinen Körper durchströmte, sorgen. Der Wille, ins Paradies zu gelangen, war sein Antrieb, seine Motivation und sein abschließender Wunsch, ehe er diese Welt verlassen musste.

Schnell schüttelte der alte Mann die Todesgedanken ab, um sich auf das zu konzentrieren, was nach Vollendung verlangte. Tief in seinen Erinnerungen geborgen, befanden sich jene Worte, die in seiner Familie schon seit Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergereicht wurden. Doch er war der Erste, der mit der Tradition der mündlichen Weitergabe jenes wertvollen Wissens brechen musste. Erst durch ihn würde dieses zu Papier gebracht, Wort für Wort erfasst und damit vor der Vergessenheit bewahrt werden. Zu wichtig waren jene Worte und was sie offenbarten.

Fünf Bücher, für fünf Völker, die die Hüter des Geheimnisses der Prophezeiung schützten. Ein mächtiges Geheimnis, das Wissen barg, welches von unschätzbarem Wert war. Entfacht war es imstande dazu, das Böse dieser Welt aufzuhalten, es daran zu hindern, sich zu erheben und zu herrschen. Doch nur zusammengefügt, gaben die Bücher das Geheimnis, die Prophezeiung preis.

Langsam diktierte Ekarius in lateinischer Sprache weiter. »Der Schlund der Unterwelt wird sich öffnen. Die Herrscher der Dunkelheit werden ihre Untertanen aus dem tiefsten Abgrund entfesseln und unsere Welten unter ihrem Grauen begraben und vernichten. Die Lichter der beiden großen Reiche, die den Kern

der Quintessenz halten, werden verschmelzen und mit den anderen Elementen dem Dunkel die Stirn bieten.«

Ein Hustenanfall unterbrach ihn und damit auch seinen Gedankenfaden. Bartholomäus, sein Assistent, hob erschrocken den Kopf, ließ die Feder fallen und eilte zu seinem Herrn. Behutsam half er dem alten Mann, sich in seinem Bett aufzusetzen und reichte ihm einen Kelch mit Wasser.

»Bartholomäus«, keuchte der Alte. »Ich habe nicht mehr viel Zeit. Wir sollten uns eilen. Geh und schreib schnell weiter!«

Der Gehilfe gehorchte und begab sich wieder zu seinem Tisch auf der gegenüberliegenden Seite des spärlich eingerichteten Raumes. Er nahm die Feder auf und warf einen nachdenklichen Blick hinüber zu dem anderen Schreibtisch, auf dem bereits vier Bücher nebeneinanderlagen. Sie waren in Leder gebunden und in goldenen Lettern prangte der Titel auf den Buchdeckeln: *Die Chroniken der Hüter*. Die Schriften glichen sich bis auf ein Detail. Edelsteine zierten die Buchdeckel. Ein jeder in einer anderen Farbe.

Zwei der vier Bücher hatte Bartholomäus für Meister Ekarius geschrieben. Vor fünf Jahren war er in die Dienste des alten Mannes getreten, als dieser, schwer von der Gicht gezeichnet, nicht mehr in der Lage gewesen war, die Feder selbst zu führen.

Zu Beginn hatte Ekarius den Text aus dem ersten Buch noch vorlesen können. Doch als seine Sehkraft nachließ, diktierte er die Worte aus dem Gedächtnis heraus, das ihn bis jetzt, in seinen letzten Stunden des Lebens, nicht im Stich gelassen hatte.

»Meister«, sprach Bartholomäus. »Die Boten werden bei Sonnenuntergang hier sein, um vier der fünf Schriften zu ihren Herren zu bringen. Das fünfte Buch werde ich, wie vereinbart, seinem neuen Besitzer persönlich überreichen.«

Dankbar lächelnd nickte der Alte ihm zu. Noch einmal nahm er all seine Kraft zusammen und diktierte weiter.

Kurz vor Sonnenuntergang schloss Bartholomäus das soeben fertiggestellte Buch, griff hastig nach drei der anderen Exemplare und lief auf den Hof hinaus. Dort wurde er bereits erwartet. Vier dunkel gekleidete Reiter auf schwarzen Hengsten, die im Schutz der Dunkelheit und der sternlosen Nacht vor unerwünschten Blicken verborgen blieben. Bartholomäus übergab an jeden eines der Bücher. Sorgfältig verstauten sie es in ihren Satteltaschen und machten sich ohne ein Wort des Abschieds wieder auf den Weg.

Bartholomäus schaute ihnen nach. Ein Gefühl der Erleichterung durchfloss seinen Körper. Nun verblieb nur noch eines der Bücher in seiner Obhut, während die vier anderen auf dem Weg in Sicherheit durch ihre neuen Beschützer waren. Das Wissen um ihren Inhalt machte Bartholomäus nervös. Der Gedanke daran, wer nach diesen Schriftwerken trachtete und bis zum Äußersten gehen würde, nur um sie zu besitzen, ließ ihn erzittern. Das durfte niemals passieren. Es wäre der Untergang aller.

Während sich die Reiter immer weiter entfernten, lief er zurück ins Haus. Sobald er einen Schritt über der Türschwelle war, erfasste ihn eine Kälte und trauernde Stille. Bartholomäus wusste: Ekarius war tot.

Einige Stunden später hatte er Ekarius, gemäß dessen Wunsch, im Garten hinter dem Haus zwischen zwei mächtigen alten Eichen beigesetzt.

Es hatte Bartholomäus viel Mühe gekostet, das Grab auszuheben und den alten Mann in seine letzte Ruhestätte zu betten. Dort hatte er im Anschluss an die schwere körperliche Arbeit kurz verweilt, um ein paar andächtige Worte zu sprechen und für seinen ehemaligen Meister zu beten.

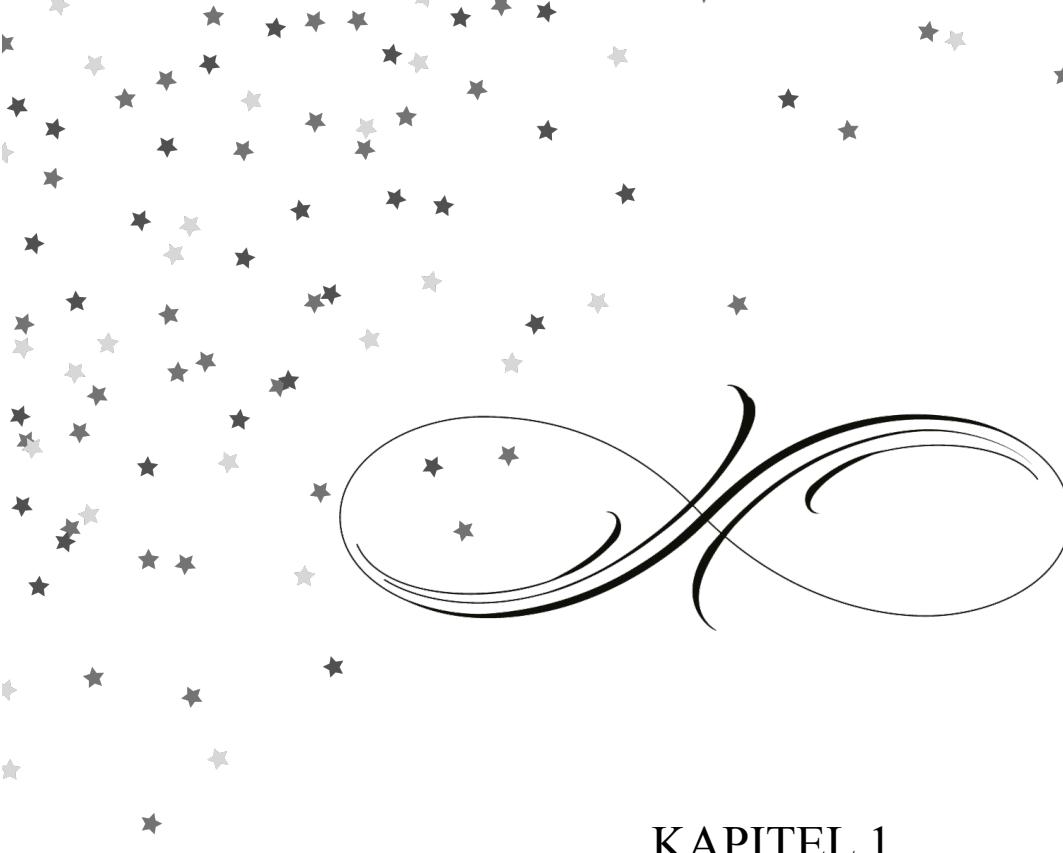
Leicht schwankend betrat er erneut das Haus. Er war in Schweiß gebadet, seine Kleidung klebte an seinem Körper und er fühlte sich todmüde. Er hatte keine Zeit, sich auszuruhen. Sein Versprechen gegenüber Ekarius musste eingelöst und das letzte Buch schnellstmöglich in Sicherheit gebracht werden. Seiner bleiernen Müdigkeit zum Trotz, raffte er das zerlöcherte Tuch

vom Esstisch und füllte es mit den spärlichen Resten des Abendessens und dem, was er in der Speisekammer finden konnte. Dann holte er seine wenigen Sachen, die sich in einer kleinen Truhe neben seiner Schlafstätte befanden, und stopfte diese zu den Lebensmitteln. Beim Schreibtisch blieb er stehen. Bedächtig fuhr er mit seinen zitternden Fingern über den Einband des verbliebenen Buches. Unbehagen kroch an ihm empor, doch bevor er es sich anders überlegen konnte, griff er nach dem Buch und trug es gemeinsam mit dem Bündel hinaus zu dem kleinen Stall neben dem Haus. Geduldig wurde er dort von seinem treuen Begleiter Caspar, einem in die Jahre gekommenen Pferd, erwartet.

»Du weißt, welche große Aufgabe noch vor uns liegt. Ich brauche deine Hilfe, mein alter Freund«, ermunterte Bartholomäus seinen braunen Hengst mit leiser Stimme und streichelte sanft dessen Hals unterhalb der üppigen Mähne.

Nachdem Bartholomäus sein Hab und Gut sowie das Buch sicher verstaut hatte, schwang er sich in den Sattel und Caspar trabte vom Hof hinaus auf den Feldweg. Bartholomäus Blick streifte nervös den Horizont in der Ferne. Bald schon würde die Sonne ihr morgendliches Feuer über die Welt ergießen und vor ihm lag ein weiter Weg, den er lieber ungesehen in der Dunkelheit der Nacht zurückgelegt hätte. Tief in ihm ruhte das Wissen, wer das Buch und somit auch das Geheimnis, das es enthielt, empfangen sollte.

Getrieben von dem beunruhigenden Gefühl, verfolgt zu werden, spornte Bartholomäus Caspar an. So schnell wie möglich wollte er seine Aufgabe erledigen und ritt über die weiten Felder in die langsam schwindende Dunkelheit hinaus.



KAPITEL 1

Heute

Der Frühling nahte, daran gab es keine Zweifel. Es war ein Gefühl, das mich beschlich. Für Anfang März war es zwar noch recht kühl, aber die Vögel zwitscherten unermüdlich und die Sonne tat ihr Bestes, um die Landschaft zu erwärmen und dem kahlen Boden neues Leben zu entlocken.

Hier auf dem Lande, in der Abgeschiedenheit des kleinen Dorfes, gab es, so schien es mir, vor dieser Frühlingswelle kein Entkommen. Sie drohte mich in einem mir unbekannten Ausmaß zu überrollen.

Auf der gemütlichen Sitzbank vor dem Fenster, meinem Lieblingsplatz, hatte ich es mir bequem gemacht und versank in Gedanken. Früher war es einmal das Nähzimmer meiner Großmutter gewesen. Seit zwei Wochen war es zu meinem kleinen Reich geworden.

Meine Großmutter hatte ich leider kaum gekannt und wir redeten auch nicht viel über sie. Umso größer war meine Überraschung, als Mom mir vor ein paar Wochen verkündete, wir

würden in das kleine Haus auf dem Land ziehen, das Großmutter ihr vererbt hatte. Der Umzug aus der Stadt in dieses kleine Nest am Ende der Welt kam für mich einem plötzlichen Wolkenbruch gleich. Wie aus dem Nichts hatte sich diese Entscheidung über mich ergossen. Dabei waren solche spontanen Entscheidungen nicht fremd für mich. Meine Mutter war schon immer so gewesen. Nur wusste ich nicht, warum. Es war auch nicht das erste Mal, dass ich ungeplant mein Zuhause verlassen und irgendwo neu anfangen musste. Freunde zu finden, fiel mir deswegen schwer. Und diesmal war es besonders hart, weil Mom beschlossen hatte, diesen Umzug mitten im Schuljahr in die Tat umzusetzen. Ein Schulwechsel war immer schwierig, aber mitten im Schuljahr? Wie konnte sie mir das nur antun?

Für sie stellte das alles kein Problem dar, immerhin konnte sie ihre Arbeit von überall auf der Welt ausführen. Als Illustratorin für Kinderbücher benötigte sie dafür lediglich ein ruhiges Plätzchen, an dem sie ihrer Fantasie freien Lauf lassen konnte.

Meinen Vater hatte ich nie kennengelernt. Er war kurz nach meiner Geburt bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Einen neuen Partner hatte Mom nicht. Sie hing noch immer an meinem Vater und war nicht bereit, einem anderen ihr Herz zu schenken. Also gab es nur sie und mich. Gemeinsam zogen wir von Ort zu Ort.

Seufzend erhob ich mich und ließ den Blick durch das kleine Zimmer streifen. Außer meinem Bett, einem Kleiderschrank und einem Schreibtisch passte nichts anderes hinein. Aber das störte nicht. Es war hell und freundlich. Tapeten mit roten und rosa Rosen darauf zierten die Wände. Die weiße Gardine, die das Licht wunderschön brach, verlieh dem Raum etwas Gemütliches.

Mein Blick fiel auf das Buch, das neben dem Bett lag - mein Tagebuch - ständiger Begleiter und bester Freund. Ich hob es auf und blätterte zurück auf die letzte beschriebene Seite.

Selbst jetzt, am helllichten Tage, kam das Gefühl der Angst und erstickenden Panik wieder in mir auf, während ich die abschließenden Zeilen las. Jedes einzelne geschriebene Wort zog mich zurück in jene Albträume, die mich seit unserer Ankunft hier in jeder Nacht heimsuchten. So friedvoll dieses Zimmer und die Landschaft, die das Haus umgaben, auch waren, es gab einen Feind.

»Helena! Der Tee ist fertig!«, rief meine Mutter aus der Küche nach oben und riss mich aus den dunklen Gedanken. Schnell legte ich das Buch auf die Bettdecke.

»Ich komme gleich!« Genervt rollte ich mit den Augen. Ich hasste es, dass sie mich bei meinem vollen Namen »Helena« rief, anstatt zu respektieren, dass ich lieber nur Elena genannt werden wollte.

Auf dem Weg hinunter in die Küche machte ich einen Abstecher ins Bad. Während ich vor den Spiegel trat, nahm ich die Haarbürste in die Hand. Wieder einmal betrachtete ich nachdenklich mein Spiegelbild.

Ich war schlank und hatte trotzdem gut proportionierte weibliche Rundungen. Nicht der sportliche Typ, aber grazil und nicht schlaksig. Mein Blick wanderte weiter zu meinem Gesicht. Es wirkte eher zart, mit der zierlichen Nase und den weich geschwungenen Lippen. Große runde Augen, die lange dunkle Wimpern schmückten, blickten mir entgegen. Oft wurden meine Mutter und ich gefragt, ob wir Schwestern seien, so ähnlich sah ich ihr und so jung war Mom geblieben. Man könnte mich hübsch nennen, nicht herausstechend schön, aber so, dass man als Teenager nicht unangenehm auffiel. Etwas, das mir bei den vielen Schulwechseln der Vergangenheit immer sehr wichtig gewesen war: nicht aufzufallen. So lange ich den Blick gesenkt hielt, war dies auch möglich, doch wenn jemand mir direkt in meine Augen schaute, dann fiel ihm sofort die außergewöhnliche Augenfarbe auf.

Meine Augenfarbe war es, die in der Vergangenheit schon oft zu Problemen mit anderen Mitschülerinnen und Mitschülern an

sämtlichen von mir besuchten Schulen geführt hatte. So wurde ich nicht nur angestarrt, sondern vor allem von den Mädchen durch meine Andersartigkeit - oder vielleicht war es Eifersucht – sogar regelrecht gemobbt und ausgeschlossen. Offensichtlich fühlten sich andere Jugendliche durch die Farbe meiner Augen verunsichert, schimmerten diese doch in einem tiefdunklen, fast schwarzem Nachtblau, in dem helle Funken wie Sterne am Himmel strahlten. Nie war ich jemandem begegnet, dessen Augen den meinen auch nur im Entferntesten glichen.

Mit einem tiefen Seufzer begann ich, in kräftigen Zügen das gewellte, hüftlange, blonde Haar zu bürsten, um es anschließend in einem Zopf zu bändigen.

Früher hatte das meine Mutter übernommen. Lachend hatte sie dann jedes Mal gerufen: »Das Bürsten deines Haares erinnert mich an das Buch *Der Widerspenstigen Zähmung*.«

Sobald ich gut genug lesen konnte, hatte ich mir dieses Werk Shakespeares vom eigenen Taschengeld gekauft und es verschlungen. Seither war Shakespeare aus meinem Bücherregal nicht mehr wegzudenken und *Der Widerspenstigen Zähmung* zählte zu meinen Lieblingswerken.

Definitiv war ich das, was man einen Bücherwurm nannte, und hatte unten im Wohnzimmer ein Bücherregal stehen, das die komplette Stirnseite des Hauses einnahm. Auch die Ecken meines Zimmers waren mit Stapeln von Büchern gefüllt.

Die Protagonisten der verschiedenen Geschichten waren mein Halt in der Einsamkeit, denn Freunde hatte ich, mit Ausnahme von Maja, keine. Lächelnd dachte ich an meine einzige und beste Freundin. Maja wohnte leider so weit entfernt, dass wir uns nur einmal im Jahr, in den Sommerferien, sehen konnten.

Ich vermisste sie schrecklich und für gewöhnlich telefonierten wir fast jeden Abend stundenlang miteinander. Seit ungefähr drei Wochen war das nicht mehr so. Maja hatte jetzt einen Freund, der sie und ihre Zeit völlig vereinnahmte. Für mich gab es da momentan keinen Platz.

Ehrlich gesagt, war ich eifersüchtig. Eifersüchtig auf Majas Freund, der im Gegensatz zu mir die Möglichkeit hatte, immer bei ihr zu sein. Und eifersüchtig auf Maja, da auch ich die Liebe gerne für mich selbst entdecken würde und nicht bloß in Büchern und Zeitschriften über sie lesen oder am Handy davon hören wollte.

In ein paar Wochen wurde ich achtzehn und meine bisherige Erfahrung mit dem anderen Geschlecht beschränkte sich auf das Erleben von Abneigung mir gegenüber.

Unten, in der Wohnküche, saß Mom an dem alten wackeligen Esstisch, der, laut der Erinnerung meiner Mutter, schon seit mehr als hundertfünfzig Jahren zur Ausstattung dieses Hauses gehörte. Ebenso der große Büffetschrank und der eiserne Ofen aus dem letzten Jahrhundert. Anstelle einer Heizung gab es in fast jedem Zimmer einen Kachelofen. Einzig das Badezimmer konnte man »fortschrittlich« nennen, verfügte es doch über eine funktionierende Toilette, eine Badewanne und eine Dusche.

Zuletzt hatten wir in einem Neubau gewohnt, der mit jeglichem Komfort, wie Fußbodenheizung und elektrischen Rollläden, ausgestattet war; daher stellte dieses uralte Haus mit seiner geradezu mittelalterlichen Einrichtung eine Herausforderung für uns beide dar. Es befand sich in einer Art technischen Dornrösenschlafs und konnte nicht einmal mit einem Internetanschluss aufwarten.

Was mich verwunderte und regelrecht vor ein Rätsel stellte, war die Tatsache, dass jeder Ein- und Ausgang des Hauses, inklusive der Fenster, mit gleich mehreren Schlossern und Riegeln versehen war. Was, so überlegte ich, sollte es hier für Diebe schon Interessantes zu stehlen geben? Sicher nicht Großmutters antiquierten Nachttopf, den meine Mutter direkt am ersten Tag aus dem Hause verbannt und in den Schuppen hinten im Garten gebracht hatte.

»Setz dich, ich habe deinen Lieblingskuchen gebacken«, riss mich Mom aus meinen Überlegungen, wobei sie auf das staubige Kissen auf dem Stuhl neben sich klopfte.

Der himmlische Duft des Schokoladenkuchens erfüllte den gesamten Raum. Genüsslich schloss ich die Augen und sog ihn in mir auf. Das Rezept wollte meine Mutter mir einfach nicht verraten. Egal, wie oft ich schon gedrängelt und gejammert hatte.

Voller Vorfreude nahm ich mir ein Stück Kuchen, plumpste auf den Stuhl und griff mit der anderen Hand nach der dampfenden Tasse Lavendel-Jasmin-Tee.

Der Tee, bei dem es sich um eine eigene Mischung meiner Mutter handelte, und der wunderbare Schokoladenkuchen waren für mich in den vergangenen Jahren die einzigen Konstanten gewesen. Sie ließen in mir Gefühle von Geborgenheit, Wärme und Gemütlichkeit aufleben.

»Was hältst du davon, wenn wir den heutigen Tag dazu nutzen, die restlichen Umzugskartons auszupacken?«, schlug meine Mutter vor. »Ab morgen startet für dich die Schule auf Schloss Rosenstern. Dann wirst du wahrscheinlich anfangs keine Zeit für solche Dinge haben.« Nachdenklich schaute sie mich an. »Freust du dich denn auf die neue Schule?«, schob sie gleich darauf neugierig hinterher.

Diese Frage kann sie doch nicht ernst meinen, oder? Unter dem Tisch ballte ich die Hände zu Fäusten. Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht geschrien, dass ich mich absolut nicht freute und todunglücklich über den Umzug, die Schule und all das hier war. Doch ich hielt meinen Blick starr in die Tasse gerichtet und murmelte ein kleines »Ja«.

Schloss Rosenstern lag am äußeren Rand des Dorfes und war ein Internat, das hauptsächlich von den Jugendlichen der Gemeinde und der Umgebung besucht wurde. Ein Gymnasium, das sich voller Stolz mit seiner Literatur-AG, der gleichzeitig die Theaterklasse war, schmückte.

An meiner letzten Schule hatte man den Schwerpunkt auf die Naturwissenschaften gelegt, ein Gebiet, das mir weitaus weniger lag. Daher war die Literatur-AG die langersehnte Möglichkeit,¹¹

mich endlich literarisch und schauspielerisch beweisen zu können. Dass ich mich zumindest darauf freute, wollte ich mir aber nicht so wirklich eingestehen, hatte ich mir doch geschworen, diesen Umzug ebenso zu hassen, wie jeden anderen davor.

Den Rest des Tages packten wir gemeinsam die übriggebliebenen Umzugskartons aus, wobei wir nicht so schnell vorankamen, wie erwartet. Wir stießen auf alte Fotoalben und konnten einfach nicht widerstehen. Mit dem restlichen Kuchen machten wir es uns gemütlich und bestaunten die Bilder der Vergangenheit. Trotzdem schafften wir es, den Inhalt aller Kartons auf die verschiedenen Zimmer zu verteilen und als wir spät am Abend endlich damit fertig waren, fielen wir todmüde, aber zufrieden ins Bett.



KAPITEL 2

Eine unendliche Schwärze umgab mich. Wie in jeder Nacht fiel ich hinein in die Dunkelheit, die in ihrer Undurchdringbarkeit den Tod für jedes Licht bedeutete. Eine Dunkelheit, die mir in ihrer Unergründlichkeit jegliches Glück und jegliche Erinnerung an mein Sein nahm.

In dieser Finsternis war ich völlig orientierungslos und wusste nicht, wo oben und wo unten war. Einzig, dass es ein tödlicher Fall sein würde, war mir bewusst. Daher versuchte ich, mich zu wehren, indem ich aus voller Kraft schrie und um mich schlug. Vergebens. Alles war genauso, wie die anderen Male zuvor. Im freien Fall raste ich meinem Ende entgegen. Mein Innerstes zog sich in Erwartung des Unausweichlichen gewaltsam zusammen.

Aus Angst schloss ich meine Augen, denn ich wollte sie nicht sehen, diese Monster. Dunkle Gestalten, seelenlose Ungeheuer, die in den Tiefen der Schwärze lauerten. Während ich fiel, griffen sie nach mir mit ihren glitschigen, feuchten Klauen. Ich spürte sie

ganz deutlich. Die Berührung war unangenehm, brachte mein Innerstes zum Frösteln und brannte zugleich wie Feuer auf meiner Haut. Ein brennender Schmerz, der sich rasend schnell über meinen gesamten Körper ausbreitete.

Ich wusste, ich war verloren und doch wollte ich mich nicht kampflos ergeben. So leicht würde ich es diesen widerlichen Kreaturen nicht machen. Mit den Beinen trat ich kräftig in die Luft und erwischte tatsächlich einen. Die Klaue, die mich festhielt, ließ los. Diese Erleichterung dauerte nur kurz an, denn gleich darauf wurde ich wieder gepackt. Noch immer weigerte ich mich, die Augen zu öffnen, dem Endgültigen entgegenzublicken, als würde mir das helfen, meinem Schicksal zu entgehen, von diesen Fratzen bei lebendigem Leibe gefressen zu werden. Ich machte mich bereit für einen nächsten Tritt, zog die Beine an, doch dann ...

Was war das? Aus der Ferne erklang ein gewaltiges Knurren, wie das eines riesigen Wolfes. Es brachte die Luft um mich herum zum Erzittern und ich spürte es in jeder Faser meines Körpers.

Nicht nur mich erschrak das Grollen. Die gierigen Klauen ließen von mir ab und ich konnte regelrecht spüren, wie die Ungeheuer die Flucht ergriffen. Dieses Knurren war neu. Noch nie hatte es sich in meinen Traum geschlichen. Was würde nun geschehen? Würde es jetzt schlimmer werden und der Albtraum eine grausamere Wendung nehmen als bisher? War das, was auch immer da knurrte, gefährlicher als die menschenfressenden Monster? Panisch versuchte ich, in der alles verschlingenden Dunkelheit irgendetwas zu erkennen. Ich nahm eine Art Schatten, die Gestalt eines Mannes, wahr, der sich aus dem Nichts schälte. Und dann sah ich sie. Zwei tiefschwarz leuchtende Augen. Ein Schwarz, das die sie umgebende Finsternis nicht schlucken konnte. Gefährlich blickten sie mich an, doch nahm ich in ihnen zugleich eine eigenartige, tiefe Traurigkeit wahr. In diesem Moment schlug ich auf dem Boden auf.

Schweißgebadet schreckte ich in meinem Bett hoch. Direkt vor mir sah ich immer noch die schwarz leuchtenden Augen, drehte mich hastig zum Nachtisch und knipste das Licht an.

Erschöpft fuhr ich mir durchs Gesicht. *Was war da nur passiert?* Mein Albtraum hatte sich verändert. Normalerweise fielen die Ungeheuer über mich her, rissen mich mit ihren Klauen auseinander. Doch heute nicht. Wieso veränderte sich mein Traum jetzt? Wem gehörten diese mysteriösen Augen? Welcher Kehle entstammte dieses gewaltige Knurren, dem ich meine Rettung zu verdanken hatte? Die Panik steckte mir in den Gliedern, ich zitterte am ganzen Leib. Mit aller Macht bemühte ich mich, das Grauen von mir abzuschütteln, und lief ins Badezimmer, wo ich den Wasserhahn öffnete und mir das Gesicht mit eiskaltem Wasser wusch. Dann blickte ich in den Spiegel.

Das Funkeln in meinen Augen war verschwunden. Nur das Nachtblau starrte mir matt entgegen. Das war ein Nebeneffekt der nächtlichen Albträume, der mir aber erst nach einer Woche aufgefallen war. Die Dunkelheit und die Monster des Traums hatten meinen Augen ihr Strahlen gestohlen. Morgen werden sie wieder aussehen wie ein sternenreicher Nachthimmel, das wusste ich, aber so kurz nach dem Schrecken waren meine Augen jedes Mal leer.

Verwirrt und immer noch zitternd schlich ich über den Flur, die Treppe hinunter, in die Küche. Ich wollte Mom nicht wecken. Sie sollte mich nicht in diesem Zustand sehen. Unten angekommen, stellte ich den Teekessel auf den Herd und zog mir Moms kuschelige Strickjacke über, die an einem Haken neben der Gartentür hing. Draußen zog ein Sturm auf. Der Wind rüttelte kräftig an den Fensterläden, und mit einem Mal begann es so heftig zu regnen, dass die Tropfen wie Pfeile gegen die Tür hämmerten.

In dem Moment, als der Teekessel pfiff, passierten mehrere Dinge gleichzeitig. Ein Grollen ließ das ganze Haus erzittern, ein mächtiger Windstoß riss einen der Fensterläden auf und gewährte

mir einen Blick auf die dunkle und regenbenetzte Landschaft, die soeben von einem Blitz grell erleuchtet wurde. Und im Schein dieses Blitzes entdeckte ich ihn, den Schatten aus meinem Traum, der von draußen zu mir ins Haus starre. Meine Atmung stockte und ich wich zwei Schritte zurück. Die Kreatur aus meinem Traum existierte. Sie existierte wahrhaftig! *Wie kann das sein?* Ich legte mir die flache Hand auf das wild schlagende Herz und holte tief Luft, während ich den Blick nicht abwandte. Erst als das Leuchten des Blitzes erlosch, verlor sich mein Blick in der Dunkelheit der Nacht. Das nächste Blitzlicht folgte und erhellt das untere Geschoss unseres Hauses. Wie gebannt schaute ich hinaus, doch diesmal war da keine Gestalt. Sie war verschwunden. Donner grollte und ich zuckte zusammen, hastete zum Fenster, öffnete es und stellte mich dem Kampf gegen den Wind, um die Fensterlade wieder zu verschließen. Als ich es geschafft hatte, war ich klatschnass vom Regen. Im nächsten Moment schrillte das Pfeifen des Teekessels durch die Küche. Ein kurzer Schreck durchfuhr mich wie ein Energiestoß. Schnell zog ich den Kessel vom Herd.

In der sich nun ausbreitenden Stille begann Panik in mir aufzusteigen. *Was war das, was ich im Garten gesehen hatte, und was in aller Welt soll ich jetzt bloß tun?* Keines klaren Gedankens fähig, handelte ich schockgesteuert. Hektisch eilte ich durchs Haus, prüfte jede Tür und jedes Fenster. Schautete, ob alles verriegelt und verschlossen war. Die unzähligen Schlosser, die meine Mutter und ich bislang für unnötig befunden hatten, erwiesen sich in diesem Moment als sehr nützlich und gaben mir ein Gefühl der Sicherheit. Erst jetzt schaffte ich es, mich zu beruhigen, und sank auf einen Stuhl am Esstisch.

Wie war es möglich, dass ein Schatten aus meinem Traum, ein Produkt meines Unterbewusstseins, plötzlich in unserem Garten auftauchte? *Sehe ich jetzt schon Gespenster?* Oder war dieses Phänomen auf den Schlafmangel zurückzuführen? Irgendeine vernünftige Erklärung für die Gestalt musste es doch geben! War

es nur ein Hirte, der eine der zahlreichen Schafherden, die es hier rund um das Dorf gab, zusammentreiben wollte, um sie vor dem Sturm in Sicherheit zu bringen? Aus der Entfernung hatte ich nicht die gefährlich schwarzen Augen des Traumwesens erkennen können. Der Schatten konnte durchaus ein normaler Mensch gewesen sein. Ja, das war eine plausible Erklärung. Vor Erleichterung hätte ich wegen meiner kindischen Angst von eben beinahe gelacht.

Nachdem ich geduscht, mich abgetrocknet und einen frischen Pyjama übergestreift hatte, bereitete ich mir einen Kamillentee zu, der zusammen mit einem Stück von Moms köstlichem Schokoladenkuchen mein strapazierte Nervenkostüm weiter beruhigen sollte. Ich wechselte von der Küche ins Wohnzimmer und machte es mir in einem bequemen Sessel, direkt neben dem Kachelofen, gemütlich. Die Wärme des Ofens und das leise Knistern des Feuers vertrieben endgültig die Kälte und die letzte Angst aus meinen Gliedern. Jetzt endlich konnte ich wieder freier atmen und in Ruhe nachdenken.

In zwei Stunden würde der Wecker den allerersten Tag am Rosenstern-Internat einläuten. Bei dem Gedanken daran wurde mir mulmig zumute. Unausgeschlafen, wie ich war, würde der erste Schultag sicher nicht leichter zu ertragen sein. Ganz im Gegenteil. Aber an Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Ich leckte die letzten Krümel des Kuchens von meinen Fingerspitzen, schnappte mir die Teetasse und lief zurück in mein Schlafzimmer. Dort kuschelte ich mich ins Bett, griff nach dem Tagebuch und einem Stift, um alles, was ich in den vorangegangenen Stunden innerhalb und außerhalb der Traumwelt erlebt hatte, festzuhalten. Zum Schluss zeichnete ich die schwarz leuchtenden Augen, die mich einfach nicht mehr loslassen wollten.



KAPITEL 3

Sehr früh schon hatte ich das Haus verlassen und streifte gedankenverloren durch die vom Regen noch immer feuchte Landschaft. Es gab zwar eine Busverbindung, die mich direkt bis zum Internat gebracht hätte, doch ich zog es vor, allein zu sein. Ein Bus voller Mitschüler, die mich anstarrten, weil ich *die Neue* war, darauf konnte ich verzichten. Je länger ich diesen Moment herauszögern könnte, umso besser. Kurzerhand beschloss ich, den Weg bis zur Schule zu Fuß zurückzulegen.

Der junge Tag, der so regnerisch und stürmisch begonnen hatte, entfaltete sich zu einem wunderschönen Morgen. Die Sonne tauchte den Himmel in ein zartes Rosa, das nur von weißen Schleierwölkchen durchzogen wurde. Um mich herum vernahm ich das Schwirren der Insekten und munteres Vogelgezwitscher. Die Natur war aus ihrem Winterschlaf erwacht. Wäre heute nicht der erste Schultag, könnte ich diesen Spaziergang wirklich genießen, doch der Gedanke an all das Neue, das mich unweiger-

lich erwartete, ließ meinen Magen rebellieren. Schon immer hatte ich Probleme gehabt, Freunde zu finden und Freundschaften zu schließen. Irgendwie stieß ich bei meinen Mitschülern jedes Mal auf eine anfängliche Ablehnung. Da ich nie lange genug an einer Schule geblieben war, um irgendwelche Vorurteile auszuräumen, hatte ich in den letzten Jahren keine Freunde finden können. Maja stellte die einzige Ausnahme dar. Mit ihr verband mich schon seit unserer gemeinsamen Kindergartenzeit ein festes Band. Wie würde ich an dieser Schule aufgenommen werden? Würde es wie immer sein? Sorgen fluteten meine Gedanken, die ich unbedingt abschütteln wollte. Also entschied ich mich gegen den kürzeren Weg zur Schule und nahm den längeren. Er führte mich über die Wiesen und Felder entlang der Ortschaft. Mom und ich hatten ihn bei einem Spaziergang vor ein paar Tagen entdeckt. Akribisch lenkte ich meinen Gedankengang in eine andere Richtung und blieb bei letzter Nacht hängen, dem sonderbaren Schatten und dem Albtraum.

Ich schauderte und spürte, wie sich eine leichte Gänsehaut auf meinen Körper legte. Fröstelnd zog ich die Kapuzenjacke fester um mich. Da war es immer noch besser, an die bevorstehende Begegnung mit den neuen Mitschülern zu denken. Erneut zweifelte ich, ob der sportliche Look, für den ich mich entschieden hatte, einen guten ersten Eindruck machen würde.

Als erneut unangenehme Gedanken an meine nächtlichen Albträume die Oberhand gewinnen wollten, schüttelte ich diese ab, indem ich mir mein Handy griff, die Kopfhörer aufsetzte und in der Liste mit meiner Lieblingsmusik scrollte. Nachdem ich einen Song aus den *Favorites* rausgesucht hatte, breitete sich Entspannung in mir aus. Die Klänge der Musik schickten neue Energie durch meinen Körper und vertrieben zugleich die Müdigkeit. Musik hatte schon immer einen großen Einfluss auf meine Gefühlslage gehabt. Sie war Balsam für meine Seele. Endlich konnte ich abschalten und alle Gedanken aussperren.

Plötzlich griff wie aus dem Nichts eine Hand nach meiner Schulter. Erschrocken fuhr ich zusammen, drehte mich panisch um und ... schaute direkt in zwei wunderschöne Augen, die mich mit einem schelmischen Glitzern betrachteten. Mein Herz setzte einen Schlag aus, mein Atem stockte. Vor mir stand der schönste Mann, den ich je gesehen hatte. Seine hypnotisierenden grünen Augen erinnerten an satte Frühlingswiesen und wurden von langen, dunklen Wimpern umrahmt. Sein Gesicht hatte gleichzeitig weiche Züge und eine Männlichkeit, wie es mir in so einer Kombination niemals möglich erschienen wäre.

Der sanft geschwungene Mund war zu einem offenen und amüsierten Lächeln geformt und weiße Zähne blitzten in der Sonne. Widerspenstige Locken in einem warmen Karamellton wellten sich bis zu seinen breiten muskulösen Schultern hinab. Einige fielen ihm frech in die Stirn. Am liebsten hätte ich meine Finger in seinen Haaren vergraben.

Verblüfft schüttelte ich diesen absurd Gedanken wieder ab. *Was in aller Welt ist nur in mich gefahren?* Es kostete viel Kraft, mich zu sammeln und weiter zu atmen. Vor allem hoffte ich, nicht direkt knallrot zu werden. Nur langsam löste sich meine Starre und ich schaffte es, die Kopfhörer abzunehmen und einen Schritt zurückzutreten.

»Hallo«, vernahm ich die Stimme des Unbekannten, die weich und freundlich klang und mir wohlige Spannungsstöße durch den Körper jagte. »Bist du neu hier?«

»Hi. Ja, ich bin gerade erst hierhergezogen. Ich heiße Elena«, war alles, was ich sagen konnte. Unsicher streckte ich ihm meine Hand entgegen.

»Ich heiße Gel.« Mit diesen Worten ergriff er die Hand. Die Berührung seiner Haut durchfuhr mich heftig wie ein Blitz; eine elektrisierende Spannung breitete sich in mir aus.

Widersprüchliche Gefühle überfluteten mein Denken. Einerseits wollte ich in seinen Armen liegen und von ihm geliebt, gehalten und beschützt werden. Andererseits fühlte ich mich, als stünde

ich mitten in einem dichten, schwarzen Nebel, wissend, dass irgendwo etwas Dunkles, etwas Gefährliches auf mich wartete.

Kaum, dass ich diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, spürte ich, wie unvermittelt alle Sorgen und Ängste von mir abfielen und der Nebel sich lichtete. Im nächsten Moment verstand ich überhaupt nicht mehr, was mich eben noch beunruhigen konnte.

Gel beugte sich näher zu mir. Ich sog seinen Duft ein, der herrlich an eine Waldwiese im Sonnenuntergang erinnerte. Seine Augen leuchteten. »Schön dich kennenzulernen, Elena. Willkommen auf Schloss Rosenstern.« Verwirrt schaute ich ihn an.

»Woher weißt du, dass ich auf's Rosenstern gehe?« Er grinste frech und wies mit der Hand nach vorne. »Warum sonst hättest du diesen Weg eingeschlagen?«

Mein Blick folgte seiner Hand und ich stellte erstaunt fest, dass wir vor einem riesigen eisernen Tor standen, über dem die von Ranken umschlossene Inschrift *Schloss Rosenstern* prangte.

Wo kommt das denn so plötzlich her? Gerade waren wir doch noch umgeben von Feldern außerhalb des Dorfes. War ich von der Musik so abgelenkt worden, dass ich gar nicht gemerkt hatte, wie nahe ich der Schule eigentlich schon gekommen war? Oder war es eher Gels Anwesenheit zuzuschreiben?

Er lief an mir vorbei, direkt durch das Tor auf den dahinterliegenden Hof. Ohne zu zögern, folgte ich ihm. Das Schloss war beeindruckend. Den Vorplatz zierte ein mächtiger dreistöckiger Brunnen, auf dessen Rand versteinerte Vögel saßen, während Rosenranken den unteren Teil beherrschten. Das große Haupthaus aus hellem Sandstein stammte aus der Renaissance und strahlte Erhabenheit aus. Den Eingang formte ein ins Gebäude eingelassener Turm, dessen Einfassung ebenfalls von steinernen Rosenranken verziert wurde. Eine große breite Treppe führte durch ihn hindurch ins Haupthaus. Die beiden äußeren Teile des Baus hatten je spitz zulaufende Giebel und wurden von zwei kleinen Türmen abgeschlossen.

Beim Anblick des Schlosses überkam mich ein Gefühl von Heimat, das ich in meinem bisherigen Leben so nicht gekannt hatte. Völlig überwältigt stolperte ich etwas unsicher Richtung Eingang. Gel wandte mir sein Gesicht zu, das sich sogleich mit einem sorgenvollen Schatten überzog.

»Was ist mit Dir, Elena? Fühlst du dich nicht gut? Du siehst auf einmal so blass aus.« Er trat näher an mich heran. Bis eben hatte ich mich noch gut gefühlt. Doch jetzt wurde mir kalt. Ich spürte die Dunkelheit, die mir so vertraut war und wie sie mich umschloss. Mit einem letzten Blick auf die Schule verlor ich das Bewusstsein.

»Elena, Elena?« Wie durch Watte vernahm ich meinen Namen. »Elena, hörst du mich?« Vorsichtig versuchte ich, die Augen zu öffnen, obwohl meine Lider sich dafür viel zu schwer anfühlten.

Blendend helles Licht traf auf meine Pupillen. Nur langsam verflüchtigte sich der grelle Schein. Ich blickte in ein tiefgrünes Augenpaar, das mich besorgt musterte. Gel! Jetzt spürte ich auch wieder den Rest meines Körpers und fühlte zwei starke Arme, die mich umschlossen hielten. Lag ich etwa in seinen Armen? *O Mann, wie peinlich kann ein erster Schultag denn starten?* Eine Ohnmacht war da wohl schwer zu übertreffen.

Heiß schoss mir das Blut in die Wangen, was offensichtlich meinem Retter nicht verborgen blieb, denn die anfängliche Sorge in seinem Blick wich einem anzüglichen Grinsen. »Da bist du ja wieder. Deine Blässe ist auch verschwunden.« Peinlich berührt befreite ich mich aus seiner Umarmung und setzte mich auf.

Erst jetzt wurde ich mir der Schülermenge bewusst, die sich um uns herum gebildet hatte. Viele Augenpaare musterten mich. Ein Mädchen funkelte mich wütend an. *Toll, nun geht das wieder los.* Ich versuchte, das unangenehme Gefühl, das diese Blickkontakte bei mir verursachten, abzuschütteln und mich auf meinen Körper zu konzentrieren.

Gel half mir auf und reichte mir meinen Rucksack.

»Danke«, flüsterte ich und schluckte schwer.

»Soll ich dich zur Schulschwester bringen?«, fragte Gel fürsorglich.

»Nein, das ist nicht nötig«, sagte ich schnell und winkte mit der Hand ab. »Es geht schon. Danke für deine Hilfe. Ich werde jetzt zum Sekretariat gehen und mich dort melden. Vielleicht sehen wir uns ja später noch.« Mit diesen Worten ließ ich ihn stehen und ergriff die Flucht Richtung Eingang, nur weg von all den gaffenden Blicken. Ich nahm die Treppe im Laufschritt und betrat das Gebäude durch den Turmbogen.

War der Vorplatz in gleißendes Sonnenlicht getaucht, so traf man innerhalb der Schulmauern auf Finsternis. Nur langsam gewöhnten sich meine Augen an das spärliche Licht, das hier herrschte. Durch die schmalen Fenster fiel nur wenig Tageslicht ins Gebäude, welches bizarre Muster auf den alten Steinboden malte. Selbst die modernen Lampen an den Wänden vermochten es nicht, die natürliche Dunkelheit aus dem geschichtsträchtigen Gemäuer zu vertreiben.

Zum Glück hatte ich das Sekretariat dank einer Mitschülerin, der meine suchenden Blicke nicht entgangen waren, schnell gefunden. Eine freundlich aussehende Dame hieß mich willkommen, erklärte die Hausregeln und drückte mir zuletzt die Stundenpläne sowie weitere Informationen in die Hand.

Während ich wieder auf den Gang hinaustrat, stopfte ich die meisten Blätter in den Rucksack und warf anschließend einen neugierigen Blick auf den Unterrichtsplan. Meine allererste Schulstunde hier auf Schloss Rosenstern würde Biologie sein. Die Raumnummer war neben dem Fach notiert. Unsicher schaute ich mich um. Der Gang war so gut wie leer, die meisten Schüler befanden sich wahrscheinlich schon in den Klassenräumen. Wenn ich nicht zu spät kommen und damit noch einmal alle Aufmerksamkeit auf mich ziehen wollte, musste ich mich beeilen. Hastig lief ich durch die Gänge auf der Suche nach dem Klassenzimmer.

In der Stille, die jetzt herrschte, vernahm ich die leisen Klänge einer mir bekannten Melodie. Spielte da jemand *Nocturne* von Chopin auf einem Klavier? Wie von selbst führten meine Schritte mich immer näher zur Musik heran, bis ich an eine Tür gelangte, die nur angelehnt war und die Töne sanft entströmen ließ.

Vorsichtig lugte ich durch den Spalt und sah einen jungen Mann, der mit dem Rücken zu mir an einem schwarzen Flügel saß. Er schien so vertieft in sein Spiel, dass er seine Umgebung völlig ausgeschlossen hatte und daher meine Anwesenheit nicht bemerkte. Die Intensität der Gefühle, die er in seine Musik legte, vermochte ich mit jeder Faser meines Körpers zu spüren. Und das, was ich spürte, war eine so tiefe Traurigkeit, dass mir die Tränen in die Augen stiegen.

Obwohl er sein Gesicht abgewandt hatte, wusste ich, dass er mit geschlossenen Augen spielte und keine Notenblätter benötigte. In mir wuchs das Bedürfnis, sein Antlitz zu sehen, jedoch wagte ich es nicht, mich zu rühren. Ich wollte sein wunderschönes, ergreifendes Musikspiel nicht durch eine Unbedachtheit beenden.

So blieb mir immerhin der Anblick seines muskulösen durchtrainierten Oberkörpers. Er war ganz in Schwarz gekleidet und trug eine Jeans, ein enges Shirt und schwere Boots. Sein eher cooles Äußeres passte so gar nicht zu dem elegant geschwungenen Flügel und der lieblichen Musik. Jede seiner Bewegungen glich einem Tanz, der mir schmerzlich vertraut vorkam.

Das Läuten der Schulglocke riss mich aus meiner Erstarrung. Der junge Mann hörte auf zu spielen, doch bevor er sich zu mir umdrehen konnte, lief ich los.

Endlich fand ich mein Klassenzimmer und war überraschenderweise vor dem Lehrer dort. Schnell schaute ich mich nach einem freien Platz um. In der ersten Reihe entdeckte ich einen leeren Stuhl neben einer Schülerin, die sich mir mit einem liebenswürdigen und offenen Blick zuwandte. »Setz dich doch. Der Platz ist noch frei«, bot sie mir freundlich an.

Leicht außer Puste murmelte ich ein schüchternes »Danke« und ließ mich auf den Stuhl fallen.

»Ich heiße Amy. Und du?« In dem Moment betrat der Lehrer den Raum und ich flüsterte schnell »Elena« zurück. Amy schenkte mir ein Lächeln und wandte ihre Aufmerksamkeit dann dem Lehrer vor uns zu.

Unauffällig musterte ich meine Nachbarin von der Seite. Sie hatte eine zarte, milchweiße Haut und, wie mir vorher schon aufgefallen war, große, türkisfarbene Augen, die von dicken schwarzen Wimpern umgeben waren. Zusammen mit der kleinen wohlgeformten Nase brachten ihre vollen roten Lippen das Gesicht zu einer unglaublichen Perfektion. Wunderschöne lange, honigfarbene Haare fielen glatt hinab bis zu ihren weiblichen Hüften. Bei ihrem Anblick fühlte ich mich an das Gemälde der Venus von Botticelli erinnert, das ich letzten Sommer während unseres Urlaubs in Italien in den Uffizien in Florenz gesehen hatte.

Ihr ganzes Erscheinungsbild glich einer Marmorstatue von Michelangelo. Vorsichtig schaute ich mich im Klassenzimmer um, entdeckte jedoch nur Mitschüler, die zwar gut aussahen, aber trotzdem nicht mit der Schönheit von Amy und Gel zu vergleichen waren. Ihnen fehlte dieser gewisse Glanz, der die beiden zu umgeben schien.

Schlagartig trat eine spürbare Stille ein und ich bemerkte, dass sowohl Amy als auch der Lehrer mich erwartungsvoll anschauten. Da ich dem Geschehen im Raum nicht gefolgt war, wusste ich überhaupt nicht, was von mir erwartet wurde.

»Du sollst dich der Klasse vorstellen und dein Bio-Buch bei Herrn Rath abholen«, flüsterte mir Amy helfend zu. Mit heißen Wangen stand ich auf, stammelte ein leises »Hallo« und nannte meinen Namen. Dann lief ich schnell nach vorne und ergriff das Buch, das der Lehrer mir entgegenhielt.

Zurück auf meinem Platz, atmete ich kurz durch und schwor mir, ab jetzt besser aufzupassen. Hoffentlich musste ich mich nicht in jeder Unterrichtsstunde vorstellen.

Der Rest der Stunde verlief zum Glück ohne weitere Vorkommnisse. Amy hatte genau wie ich anschließend Mathe und nahm mich mit ins nächste Klassenzimmer, das ich in dem Wirrwarr der Gänge sicher niemals alleine gefunden hätte. Im Raum angelangt, lief sie, mich mit sich ziehend, zielstrebig auf zwei Schülerinnen zu, die an einem der hinteren Tische saßen.

Die beiden schauten uns erwartungsvoll und neugierig entgegen. Auch sie waren, genau wie Amy, unglaublich schön, besaßen diesen Glanz, jede auf ihre eigene Weise. Das Mädchen links hatte eine sportliche Figur, kurzes, wildes schwarzes Haar, das von einem roten Schimmer durchzogen war. Ein mandelförmiges, haselnussbraunes Augenpaar blitzte mir argwöhnisch entgegen und schien mich fast zu durchbohren.

Das andere Mädchen hatte wasserblaue Augen und hellblonde Haare, die zu einem Kranz geflochten und auf dem Kopf festgesteckt waren. Sie machte auf mich einen eher schüchternen Eindruck, so wie sie regelmäßig scheu zu Boden schaute. Doch war jede ihrer kleinsten Bewegungen so fließend, dass sie zugleich eine natürliche Eleganz ausstrahlte.

»Das hier ist Elena«, stellte Amy mich vor. »Sie ist neu am Rosenstern und braucht noch ein wenig Hilfe, um sich zu orientieren.«

Sie wandte sich mir zu und wies in die Richtung der Schwarzhaarigen. »Das ist Maggy. Sie sieht manchmal etwas mürrisch und abschreckend aus, aber in ihrem Inneren schlummert ein weicher Kern. Und das ist Fely.« Amy zeigte auf das blonde Mädchen, das beim Nennen ihres Namens leicht zusammenzuckte.

»Hallo, Elena. Schön, dich kennenzulernen«, brachte sie leise heraus. Maggy hingegen schenkte mir einen misstrauischen Blick. Dann wandte sie sich an Amy. »Lässt du mich bitte noch den Rest der Hausaufgaben abschreiben, bevor Frau Ama, dieser Drache, da ist? Ich habe es gestern nach dem Training einfach nicht mehr geschafft.«

Amy schaute sie nachdenklich an. »Du weißt, dass ich nicht viel von Abschreiben halte, oder?«

»Ach bitte. Komm, mach schon«, drängte Maggy sie, woraufhin Amy leicht genervt ein Heft aus der Tasche zog und es ihr reichte.

»Setzen und Ruhe jetzt!«, donnerte es in diesem Moment durch den Raum. Ich drehte mich um und sah eine große schlanke Frau in weißer Bluse, einem kurzen dunkelblauen Rock und hohen roten Pumps vor der Tafel stehen.

Ich schätzte sie auf knapp dreißig Jahre. Sie hatte ihr schwarzes Haar zu einem strengen Knoten gebunden. Stechende dunkle Augen, deren genaue Farbe ich nicht benennen konnte, beherrschten ihr Gesicht. Mit finsterem Blick - ihre rot geschminkten Lippen hatte sie grimmig aufeinandergepresst - musterte sie die Klasse. Diese Frau machte einen bedrohlichen und sehr dominanten Eindruck auf mich. Instinktiv erriet ich, dass es sich bei ihr um den eben erwähnten *Drachen* handeln musste. Sofort herrschte Totenstille in der Klasse. Wer nicht auf seinem Platz saß, huschte möglichst schnell und unauffällig dorthin.

Nur ich stand als Einzige etwas verloren zwischen den Tischen und sah mich verzweifelt nach einem freien Sitzplatz um. In dem Moment entdeckte ich Gel weiter vorne im Raum, der grinsend auf den Stuhl neben sich wies. *Auch das noch!* Ein Platz so nah bei ihm würde für meine Konzentration sicher nicht förderlich sein. Doch wie es aussah, hatte ich keine andere Wahl. Es war leider der einzige freie Sitz.

»Brauchen Sie eine extra Einladung? Oder setzen Sie sich jetzt auch endlich hin?«, giftete der *Drache* mich an und ihre Augen funkelten vor Ungeduld und aufsteigendem Zorn. *Na prima. Von einer guten Note in Mathe kann ich mich schon mal verabschieden.* Das Fach lag mir ohnehin nicht und Frau Ama wirkte auf mich nicht gerade freundlich und nachgiebig.

Mit einem letzten Blick auf die drei Mädchen, die mich entschuldigend und gleichzeitig mitleidig ansahen, raffte ich meine Sachen zusammen und eilte zu dem freien Platz neben Gel. Ich

saß noch nicht ganz auf dem Stuhl, als ich auch schon wieder diese elektrisierende Spannung spürte, die sich in seiner Nähe aufbaute.

In dem Versuch, so viel Raum wie möglich zwischen uns zu schaffen, rutschte ich ans äußere Ende des Tisches, doch Gel rutschte direkt nach und schob mir einen Zettel zu.

Geht es Dir wieder besser?, stand dort in einer wunderschönen, fein säuberlichen Handschrift. Ich kramte einen Stift hervor.

Ja, danke noch mal für deine Hilfe! schrieb ich und schob den Zettel unauffällig in seine Richtung. Doch kaum, dass ich meine Aufmerksamkeit wieder auf den Unterricht gerichtet hatte, kam das Stück Papier zu mir zurück.

Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Ich schaute zu Gel, der mich mit einem ebenso durchdringenden wie weichen Blick anschaut. Mir lief ein heißer Schauer über den Rücken und ich versank in seinen wunderschönen Augen. Mein Herz begann schneller zu schlagen, während ich förmlich die Luft anhielt. Gleichzeitig hasste ich diese so offenkundige Reaktion meines Körpers auf den Jungen, den ich kaum kannte. So etwas war mir noch nie passiert.

Konnte es sein, dass ich drauf und dran war, mich zu verknallen? Und dann auch noch in den wahrscheinlich schönsten Jungen der Schule? Das konnte doch nur in einem Desaster enden. Wer würde sich schon in mich verlieben können?

»Ich möchte Sie nicht noch einmal auffordern müssen! Sagen Sie mir jetzt endlich Ihren Namen?«, klang es in dem Moment laut in meinen Ohren, wodurch ich grob aus dem Gedankenstrom gerissen wurde. Mein Blick traf auf ein zorniges, finsternes Augenpaar.

Frau Ama stand direkt vor meinem Tisch und blickte missbilligend auf mich herab. Langsam beugte sie sich nach vorn. Je näher ihre Augen kamen, desto kälter wurde mir. War es denn möglich? Hatte ich im Inneren ihrer Iris ein Feuer lodern sehen?

Nein, die Nervosität spielte mir eindeutig einen Streich. Ich räusperte mich und versuchte, mit klarer Stimme meinen Namen zu nennen. Heraus kam nur ein klägliches und kratziges »Elena Borgia.«

Die Augenbrauen meines Gegenübers zuckten nach oben und ich spürte, dass die ganze Klasse mit einem Mal unruhig wurde. Jeder flüsterte mit seinem Nachbarn.

O nein! Diesmal waren es also nicht meine Augen, die mir ungewollte Aufmerksamkeit einbrachten, sondern mein Name? Ich wusste, dass mein Nachname italienischer Herkunft war, jedoch hatte diese Tatsache in meinem bisherigen Leben noch nie zu einer derartigen Reaktion geführt.

»Wenn Sie sich einen Scherz mit mir erlauben wollen, dann weise ich Sie hiermit darauf hin, dass ich nicht die richtige Person für Scherze bin und Sie jeden Vorstoß in diese Richtung bitter bereuen werden. Ich werde vorne in meiner Klassenliste nachschauen, und sollte ich feststellen, dass Sie mich belogen haben, werden Sie heute zum Nachsitzen bleiben.«

Mit diesen Worten stöckelte sie zu ihrem Pult, kramte ihre Unterlagen hervor und glitt mit einem langen schlanken Finger über das Papier. Ihr Blick verharrte kurz und ein Ausdruck der Überraschung legte sich auf ihr Gesicht. Dann zupfte ein boshaftes Grinsen an ihrem Mundwinkel. Das alles dauerte nur einen winzigen Moment und sie schien sich wieder gefasst zu haben.

Triumphierend schaute sie mir direkt in die Augen. »Wie ich es mir schon dachte, *Helena*. Sie haben mir nicht Ihren korrekten Namen genannt. Ich erwarte Sie heute nach Ihrer letzten Unterrichtsstunde in diesem Klassenzimmer zum Nachsitzen. Zusätzlich werden Sie für mich bis zur nächsten Mathestunde einen 10-seitigen Aufsatz über Cesare Borgia schreiben.«

»Aber ... das ist nicht fair. Alle nennen mich Elena«, stammelte ich in dem Versuch, mich zu verteidigen.

Frau Ama ging auf meinen Protest nicht ein, sondern drehte sich zur Tafel um. »Holen Sie Ihre Mathematikbücher raus und

schlagen Sie Seite 52 auf. Fräulein Minden, Sie kommen nach vorne und rechnen die ersten fünf Aufgaben«, zischte sie.

Resigniert schlug ich das Mathebuch auf, das Gel mir zugeschoben hatte. Was war ich wütend! Diese Frau trug zurecht den Spitznamen *Drache*. Das alles war so unglaublich ungerecht. Und wer, bitte schön, war Cesare Borgia?

Der Rest der Stunde war die reinste Folter. Zwar ließ Frau Ama mich in Ruhe, dafür erniedrigte und beschimpfte sie fortlaufend meine Mitschüler. Vor allem mit dem Mädchen vorne an der Tafel hatte ich großes Mitleid. Erleichterung ging durch die gesamte Klasse, als es zur Pause klingelte und Frau Ama das Klassenzimmer verließ, ohne uns eines weiteren Blickes zu würdigen.

Schnell packte ich meine Sachen in den Rucksack. Gel trat nahe an mich heran, legte ein schiefes Grinsen auf, das mir wieder den Boden unter den Füßen wegzuziehen drohte. Er wollte gerade etwas sagen, als ich von einer wild schwatzenden Amy mit aus dem Raum gezogen wurde.

»Sag mal, heißt du wirklich Borgia mit Nachnamen?«

»Ja. Ich verstehe aber nicht, warum das so interessant sein soll.«

»Ist das dein Ernst?«, Amy riss die Augen auf. Ich zuckte mit den Schultern, weil ich nicht wusste, was sie daran so schlimm fand. »Kennst du die Geschichte von Schloss Rosenstern denn nicht?« Unglaube schwang in ihrer Stimme mit.

Verneinend schüttelte ich den Kopf. Noch nie hatte ich mich im Vorfeld über die Geschichte einer der vielen Schulen informiert, auf denen ich gewesen war, aus stillschweigendem Protest gegen den erneuten Umzug.

»Das Schloss wurde von Cesare Borgia, einem italienischen Fürsten, erbaut. Man munkelt, dass er es für seine große Liebe bauen ließ. Anscheinend gibt es unter dem Schloss zahlreiche geheime Gänge, über die man ungesehen ins Schloss hinein- und wieder hinausgelangen kann. Darum dachte Drache Ama auch, dass du dir einen Scherz erlaubst, als du ihr deinen Nachnamen genannt hast«, erklärte Amy.

»War ja klar, dass der Drache sich eine Bestrafung so leicht nicht entgehen und dich nachsitzen lässt«, murmelte Maggy neben mir.

»Es tut mir so leid, dass dir das direkt am ersten Schultag passieren musste«, flüsterte Fely.

»Lasst uns erst einmal was essen. Ich bin gespannt, ob die Köchinnen sich heute wieder selbst übertroffen haben. Zum Glück liegt die Mathestunde immer vor einer Pause. Dann kann man sich mit dem vorzüglichen Essen in der Kantine zumindest den Frust von der Seele futtern«, zwinkerte Amy mir zu.

Wir reihten uns in die lange Schlange am Büffet ein und Maggy, die zuvorderst stand, reichte jeder von uns ein Tablett.

Amy hatte mit ihrem Lob nicht übertrieben. Das war bei weitem das leckerste Kantineessen, das mir je unter die Augen gekommen war. Es gab wirklich alles, von Salaten über duftende Currys bis hin zu Pizza, aber auch herrlich aussehende Dessert-Küchlein lachten mich an.

Mit voll beladenen Tabletts schauten wir uns im Saal nach einem Tisch für vier um und wurden hinten an einer Fensterfront fündig. Ich plumpste auf den erstbesten Stuhl und zog mein Essen näher zu mir heran.

Als Erstes nahm ich mir den Salat vor. Während ich in ihm herumstocherte, schaute ich mich unauffällig in der Kantine um.

Nur eben schauen, wer meine neuen Mitschüler sind., dachte ich und wusste zugleich, dass es sich dabei um eine heuchlerische Lüge handelte. Denn eigentlich war ich nur auf der Suche nach einem ganz bestimmten Gesicht mit wunderschönen grünen Augen. Gels Augen. Fühlte sich so Sehnsucht an? Das konnte doch nicht sein! Was hatte der Kerl bloß mit mir angestellt, dass mich solche Gefühle überfielen, und das am ersten Tag? Aber ja, ich sehnte mich regelrecht nach seiner Nähe. *O Mann, das durfte echt niemand erfahren.*, dachte ich mit einem heimlichen Blick auf die Mädels am Tisch.

»Hast du eigentlich schon deinen Spind gefunden?« Unsanft holte mich Maggys Frage aus meinen Gedanken. Ich kramte in

den Unterlagen, die ich im Sekretariat bekommen hatte. Auf einem kleinen grünen Zettel standen die Nummer eines Spinds und die Anleitung zum Einstellen des Codes. Erfreut wedelte ich mit dem Fund herum, bis Maggy das Papier aus meiner Hand riss und beim Anblick der Ziffer die Augenbrauen nach oben zog.

»Das ist aber schade«, sagte sie und reichte mir den Zettel zurück. »Dein Spind liegt in einem anderen Stockwerk, als die von uns. Aber egal! Du kannst auf unsere Hilfe zählen. Wenn du magst, können wir uns gleich nach dem Essen um deinen Schrank kümmern.«

Erstaunt schaute ich sie an und wusste zunächst gar nichts mit ihrer Freundlichkeit anzufangen. Ihren argwöhnischen Blick bei unserer ersten Begegnung hatte ich nicht vergessen.

»Ha!«, lachte Amy auf, die scheinbar meinem Gesicht ablesen konnte, wie sehr mich Maggys Worte erstaunten. »Ich sagte ja, dass sie ein Herz aus Gold hat und man erst einmal durch die harte Schale gelangen muss, um zu dem butterweichen Kern zu kommen.«

Verschwörerisch zwinkerte sie mir zu, während Fely ein leises Kichern entwich. Maggy hingegen blitzte sie böse an. »Was musst du eigentlich immer gleich so dramatisch übertreiben? Ich wollte uns nur ersparen, dass wir am Ende des Tages noch mit ihr losziehen müssen, weil sie ihren Spind in diesem riesigen Kasten niemals alleine finden wird«, giftete sie. Demonstrativ verschränkte sie die Arme vor der Brust, lehnte sich im Stuhl zurück und stellte einen Fuß auf den freien Nebenstuhl. Bei diesem Anblick konnte auch ich mir ein Lächeln nicht verkneifen.